PROLETARISCHES FEUILLETON

Der Inquisitor / Von Siegfried Nebel

Rauch lag wie Frühlingsdunst über Seattle, der großen Industriestadt an der fernen pazifischen Küste Amerikas....

In den modernen abseitigen Wohnvierteln herrschte tiefste vormittägliche Ruhe. Nur selten einmal bewegte sich der Zweig eines Baumes und ließ den Schatten, den er warf, heimlich zittern.

Dr. Keaton, der bekannte Pastor einer der umfangreichsten Kirchengemeinden der Stadt, war mit raschen Schritten ans Fenster getreten. Heftig quoll das erregte Blut durch seine Pulse, seine Finger bebten und sein Atem flog. Unruhig horchend, und gleichzeitig besorgt, damit ihn keiner sehe, legte er das brennende Ohr an die Scheibe, die noch zu klirren schien von dem dumpfen Echo der hastig zugeworfenen Haustüre.

Leichte Schritte eilten draußen überstürzt die Treppe hinunter — es war eine junge, wohlgekleidete Frau. Ganz verwirrt stockte sie. Bei ihrem plötzlichen, fluchtartigen Verlassen des Pastorenhauses hatte sie ihre Handtasche liegen lassen. Aber sie traute sich jetzt nicht, zurückzukehren, obwohl sich in der Tasche einige wichtige Papiere ihres Mannes befanden, der ein kleiner Händler der Stadt war.

Dr. Keaton hörte, wie sich die junge Frau entfernte. Enttäuscht und verbittert verzog er die Lippen. Mit vorgestreckten Händen und gespreizten Fingern, nur mühsam sich bändigend, durchschritt er sein kühles, ruhiges Zimmer kreuz und quer. Dünne Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Ein unterdrückter Fluch der Ratlosigkeit würgte ihn ... Er hatte jene junge Frau nicht bekommen! Teufel! Wie ein Wurm fraß ihn seine Niederlage. Aber was war zu tun? Wild biß er sich in den Daumen, um aufzuwachen aus seiner Depression und Kränkung.

Niemand sonst war zu Hause. Durch einige offene Fenster trieb süßlicher Duft vom Garten her. In Dr. Keatons Augen trat eine unruhige Glut. Wie, wenn die junge Frau auch nur ein Wörtchen von dem Vorgefallenen verraten würde? Er mußte vorbeugen. Jäh durchflackerte ihn der Gedanke, dafür zu sorgen, daß der Mann ... daß der Händler ins Militär gesteckt würde. Es war Krieg; jeder wehrhafte Mann wurde gebraucht! Und obwohl Dr. Keaton vor sich selber tat, als wolle er diesen plötzlichen Entschluß gleich einer Einflüsterung des Teufels verscheuchen, erwog er ihn dennoch im stillen. Dem Pastor Keaton fiel es gewiß nicht schwer, kraft seines Namens und seiner Stellung einen behördlichen Eingriff zu veranlassen. Er hatte es schon oft getan, hatte schon manche Zwangsaushebung eingefädelt ... und zwar zu Recht, wie er sich sagte.

Mit hinterhältigen Plänen blickte er auf die zwei Weingläser, die in der Ecke standen. Das eine, das noch voll war, trank er leer und füllte es dann erneut. Später, als er sich an den Schreibtisch gesetzt hatte, um einige geschäftliche Angelegenheiten, die ihm Sorge bereiteten, durchzuarbeiten, schrillte das Telephon. Die Frau des Fabrikbesitzers Morton erinnerte ihn freundlicherweise an eine Einladung — er solle nicht vergessen, mittags bei ihr zu erscheinen. Dr. Keaton mußte abwesend lächeln. Er schob die Papiere samt einem Manuskript mit Sontagspredigten, die er zu veröffentlichen gedachte, beiseite und stand unschlüssig auf.

Draußen lagerte warm die Luft des Mittags. Ganz von weit, wie ein Mückenschwarm, tönte das Gesumme der Fabriken. Der Krieg ließ die Maschinen kaum je zur Ruhe gelangen. Vor dem Hauseingang Dr. Keatons hing reglos die Landesflagge. Auch überall sonst waren jetzt Fahnen angebracht bis weit hinaus zu den fernsten grauen Häuserwänden und den bräunlich umdünsteten Türmen. Vom langen Hängen schienen sie schon halb verblaßt, wie Erinnerungen an eine vergessene Feier.

Pastor Keaton, mit ausgesuchter Würde gekleidet, einen leichten Seufzer auf den Lippen, fuhr in seinem eleganten Wagen planlos durch die Straßen. Vielleicht würde er sich dabei zerstreuen und am Steuer einen neuen Entschluß fassen können....

Geruhsam blickte er die Häuserfronten entlang, wie ein Wächter der Stadt, dessen Amt doppelt wichtig geworden war durch die Abwesenheit von so viel tausend Männern. Vor einem Kolonialwarenladen brachte er sein Auto zum Halten. Dort stand eine größere Gruppe von heftig diskutierenden Frauen, ihnen hörte Dr. Keaton eine Weile zu und öffnete dann das Fenster seines Wagens. „Ihr", rief er hinüber zu den Frauen, „ihr streitet miteinander, weil es so wenig Zucker gibt?" Seine Stimme bekam jenen lockenden Ton, den er in seinen Sonntagsreden anschlug, um die Liebe zum Kampf wach zu halten und zu schüren. „Frauen, wißt ihr denn nicht, daß man den Zucker zu Kriegszwecken gebraucht? Ihr solltet nicht so kleinmütig sein!"

Dr. Keaton pfiff während der Fahrt leise vor sich hin. An einer Straßenkreuzung im Geschäftsviertel winkte er zwei junge Schüler, die ihn ehrfürchtig grüßten, zu sich heran: „Haben eure Eltern schon Freiheitsanleihe gezeichnet? So, das ist schön. Ja, ja, wir müssen genau so unsere Pflicht tun wie unsere Helden an der Front."

Dr. Keaton freute sich unsäglich darüber, wie das Auto seinem Willen zu gehorchen hatte. Einmal fuhr er mit spielerischer Langsamkeit, und dann wieder krümmte er den Rücken und raste dahin wie ein Pfeil. Es war an der Zeit, sich bei Mortons einzufinden.

Das Haus dieses Fabrikbesitzers war eines der schönsten im ganzen Umkreis, Pastor Keaton suchte es gern auf. Schon auf der Treppe kam ihm Frau Morton entgegen. Ihr Gruß, ihre Gestalt, das Parfüm, das sie verwandte, verursachten stets, daß die Augenlider Dr. Keatons merklich zu zittern begannen. Heute trug sie, wie der Pastor sofort erspähi hatte, der warmen Witterung wegen keinen Büstenhalter und nur ein leichtes, durchsichtiges Kleid. Er fühlte das Bedürfnis, seine Stimme herabzudämpfen zur größten Anschmiegsamkeit. Pastor Keaton konnte in geschicktester Weise, je nach dem Gegenstand, den er umwarb, sich rauh und hart stellen und konnte ebenso sanft sein und schmeichelnd flüstern.

Frau Morton führte den Pastor in das Arbeitszimmer ihres Mannes, das vor einigen Tagen neu ausgestattet worden war. Dr. Keaton, der diese Einrichtung zum ersten Male sah, war wirklich erstaunt und verstellte sich keineswegs, als er immer von neuem staunend sich umsah. „Herrlich", nickte er, „und teuer muß das sein..."

„Sehen Sie nur einmal die Bücherregale, Herr Doktor", lächelte die junge Frau. „Ja, und die vielen Bücher, Lederrücken, Gold!" wunderte sich der Pastor. Der Fabrikbesitzer, ein kleiner Mensch mit rücksichtslosem Gesichtsausdruck, zeigte lachend auf seine Frau. „Das ist ihr Werk! Wieviel Bücher waren doch das, Liebchen? Kurz und gut, wohl an 35 Meter Bücher, die sie gleichzeitig mit den Regalen bestellt hat." Er hatte die Angewohnheit, jedes Wort besonders zu betonen.

„Herrlich", nickte der Pastor noch einmal, und dann sprachen sie eine Weile von gemeinsamen geschäftlichen Interessen, bis der Tisch gedeckt war. Die verführerisch hergerichteten Speisen und die teuren Liköre erzeugten eine überaus heitere Stimmung. Der Fabrikbesitzer schob nachdenklich das Kinn vor: „Und das Schienenkomitee, Herr Doktor, das Sie angeregt haben, ist wirklich das vorzüglichste, was ich in letzter Zeit erlebte. Besser hat mein Betrieb noch nie geklappt."

Frau Morton, die noch nicht wußte, was das Schienenkomitee zu bedeuten hatte, blickte den Pastor, der jetzt Demut heuchelte, fragend an. „Sieh mal," sagte Herr Morton an des Pastors Stelle zu ihr, „das Schienenkomitee hat die Aufgabe... Nein, ich muß anders beginnen. Das Schienenkomitee ist eine Gruppe von Arbeitern in meinem Betrieb, die aus eigenem Antrieb dafür sorgt, daß alle Arbeiter hundertprozentig amerikanisch und patriotisch sind, und daß sie acht Stunden am Tag und sechs Tage in der Woche mit aller Kraft arbeiten. Und übrigens ist auch das gut," wandte sich der Fabrikbesitzer an den Pastor, „daß sie die Arbeiter veranlaßten, Freiheitsanleihe zu zeichnen und Kriegssparmarken zu kaufen . . . vortrefflich, Herr Doktor! Ja, dieses Schienenkomitee, Liebchen, nimmt sich nun energisch

all jener Arbeiter an, die sich nicht so aufführen, wie wir es wünschen. Dieser finstere Bursche Fischer — du weißt, ich erzählte dir schon davon, es ist jener Zuchthäusler, der wegen schwerer Körperverletzung eingesperrt gewesen war — also der ist wie umgewandelt, der ist geradezu ein Segen für uns geworden. Er leitet nämlich das Schienenkomitee. Und wenn nun ein Arbeiter bestraft werden soll, holt das Schienenkomitee ein Rohr, das in der Schmiede erhitzt wird, und jetzt den betreffenden Arbeiter darauf, reitet ihn durch das Werk und . . ."

„Ach," meinte Frau Morton stockend, „ist das nicht . . ."

„Was denn? Ja, siehst du, liebes Kind, wir können unter den heutigen Umständen doch nicht alle Arbeiten auf die Schultern der Justiz laden, da müssen wir uns schon selber helfen."

Frau Morton lächelte wieder und hob ihr Glas: „Auf Ihr Wohl, Herr Doktor! Ich bewundere Sie immer mehr." Der Pastor neigte den Kopf. „Ja, auf Ihr Wohl" rief auch Herr Morton „und kommen Sie wirklich wieder einmal mit in die Fabrik. Sie werden erstaunt sein über die Disziplin, die jetzt herrscht."

„Prosit!"

Das Werk, eine große Maschinenfabrik, lag am Rande der Stadt in einem Wald rauchender Schlote. Unablässig dröhnten die Räder und Kolben. Der Krieg brachte viel Aufträge, viel Arbeit. Durch den Neubau zahlreicher Arbeitssäle war die Fabrik in schnellem, ständigem Wachsen begriffen. Die Luft roch brandig.

Die beiden Männer, die sich jetzt im Auto dort hindegaben, zündeten sich eine Zigarette an und legten sich nachlässig zurück in die weichen Polster. Der Pastor, der den mächtigen Einfluß des Fabrikbesitzers kannte, machte einige Andeutungen darüber, daß es in der Stadt eine bestimmte Schicht von kleinen Händlern gebe, die sich vor dem Kriege drückten. Der Fabrikbesitzer nickte dazu und meinte, ja, diese Schicht sei wirklich unproduktiv und zu Hause von keinerlei Nutzen. Dr. Keaton aber dachte mit wachsender Selbstsicherheit an jenen Händler, dessen Frau heute Morgen vor ihm geflüchtet war. . .

Herr Morton begab sich in das Verwaltungsgebäude der Fabrik, Dr. Keaton schlenderte langsam durch das ganze Werk. Die Mittagspause war eben beendet, und die Arbeiter hatten sich müde erhoben von dem nackten, schmutzigen Flur, auf dem sie saßen. Hämmer dröhnten in wildem Chor, Stahlplatten klangen auf mit ohrenzerreißender Gewalt. Dicker Rauch hatte die Gesichter geschwärzt und der Schweiß fraß wunde Flecke darauf.

Dr. Keatons Stimmung verschlechterte sich immer mehr; in der schwülen Luft unter dem niedrigen Glasdach trat Schweiß auch auf seine Stirn. Mit unterdrückter Verärgerung beantwortete er nur nachlässig die Grüße der Arbeiter. Kriecherische Blicke wandten sich ihm überall entgegen, denn die Arbeiter waren wiederholt auf ihre bedingungslose Unterwürfigkeit hin gründlich gesiebt worden. Furchtsam blickten sie dem Pastor, dem Schöpfer ihres Schienenkomitees, nach . . .

Dr. Keaton trat in den Klosettraum. Widerlicher Dunst umfing ihn. An den geteerten Wänden erblickte er ein endloses Gewimmel graugelber Larven, die immer wieder in die stinkende Jauche herabfielen. Bremsen umsummten seinen Kopf. Der Pastor schrie beinahe auf, schlug wie toll mit seiner freien Hand durch die Luft und floh. Sein Magen zog sich zusammen. In das Gedröhn der Fabrik hinein, das jedes Wort erstickte, schrie er die wüstesten Flüche, deren er sich entsann. Er suchte nach einer Waschgelegenheit, fand aber keine. . . .

Jetzt hatte er keine Lust mehr, sich von dem ins Maßlose gesteigerten Arbeitstempo zu überzeugen, es war ihm etwas Selbstverständliches. Wegen der Freiheitsanleihe und der Kriegssparmarken aber würde er ein andermal wiederkommen. Heute nicht! Ein bodenloser Haß zuckte plötzlich in seinen Augen auf; alles erschien ihm zum Erbrechen sinnlos. Zähneknirschend ging er auf den Hof.

Dort gewahrte ihn jener Zuchthäusler Fischer, der ihm sofort nacheilte und mit grinsendem Gesicht zurief, sie hätten heute im Betrieb einen Verräter entdeckt. Dr. Keaton, noch blaß vor Wut, bemühte sich, jetzt möglichst würdevoll zu erscheinen. „Einen Verräter?" fragte er.

„Ja, keine Freiheitsanleihe hat er gezeichnet und keine Marken gekauft!"

„So — und weigert sich'"

„Ja, er weigert sich nur ist ein — Sozialist!"

„Hoho! Ist diese Sor.. immer noch vorhanden?"

„Jawohl, immer noch!" knickste hündisch der riesengroße Fischer. „Na, dann bearbeitet ihn!" gebot ernst der Pastor.

Fischer stürzte davon in der Annahme, daß Dr. Keaton verweilen werde, um dem Gericht über den angeklagten Arbeiter beizuwohnen. Inzwischen aber kam eine junge Büroangestellte, die den Pastor zu Herrn Morton bat. Eine Siegesnachricht sei eingetroffen, sagte sie. Der Pastor faltete die Hände und blickte empor. Die Fabrikwände rings standen wie steile Felsen. Oben zogen dünne Wolken über den blauen Himmel. „Gott", murmelte Keaton, während das Mädchen ihn ansah, „Gott, ich danke Dir". Dann folgte er der Angestellten.

Der angeklagte Verräter, wie Fischer ihn bezeichnete, war ein Schlosser des Betriebes, ein Mensch von kleiner Gestalt und vergrämtem Gesicht. Die Werkmeister sahen ihn schon lange prüfend an, entsannen sie sich doch, daß er des öfteren ketzerische Worte geäußert hatte. Allerdings war er sehr schweigsam und unzugänglich geworden, seitdem seine sozialistischen Freunde inhaftiert worden waren.

Erschrocken sah er jetzt den berüchtigten Fischer mit fünf anderen Arbeitern auf sich zukommen. Und noch ehe er eine Frage stellen konnte, griffen zwölf Arme nach ihm und hielten ihn fest. „Du bist ein Schweinehund!" „Keine Marken gekauft!" „Weigerst dich!" „Der Pastor hat befohlen, dich zu bearbeiten ...!" Sie lachten wie Schergen im brutalen Chor. Der kleine Schlosser wollte etwas erwidern, erhielt aber von Fischer einen Schlag ins Gesicht, daß seine Nase zu bluten begann. Neugierig blickten die anderen Arbeiter von ihren Maschinen herüber, die mit metallenem Hohn das Geschrei des gefesselten Schlossers, der jetzt auf den Hof geschleppt wurde, übertönten. Einen Augenblick ließen ihn die Schergen los, da sie, ihrem Anführer Fischer gleich, sich nach dem Pastor umblickten. Der Schlosser benutzte diese Sekunde, um in jagender Todesangst plötzlich davonzufliehen, so schnell seine Beine ihn trugen und soweit sein erstickender Atem es ermöglichte. Er rannte eine Treppe im nächsten Maschinensaal empor, raste über einen Viadukt, brüllend wie ein Tier. Maschinen, bizarre Formen, legten an ihm vorbei. Im Lauf traten seine Augen heraus. Die Meute aber war behender als er. Sie packten ihn wieder und zerrten ihn mit Fußtritten herunter.

„Du bist ein Schweinehund!" „Hast keine Anleihe gezeichnet" Wiederum brüllten sie die alte Litanei. Zitternd in unmenschlicher Furcht stieß der Schlosser einen wilden Schrei aus. Er wußte, was ihm bevorstand. Aus der Schmiede kamen zwei weitere Schergen, die die „Schiene" brachten, jenes Eisenrohr, das an beiden Enden mit Holzgriffen versehen war. So verzweifelt sich der Schlosser auch wehren mochte, es half nichts. Mit Leichtigkeit hoben sie ihn empor, rissen seine Beine auseinander und schoben das heiße Rohr dazwischen. So trugen sie ihn davon. An jeder Seite hielten ihn drei Schergen gepackt, damit er nicht herunterfalle.

Der Schlosser schien seine letzte Kraft zusammenzuraffen. Wahnwitzig tönte das vielfältige Echo seines Aufschreis: „An — leihe zeichne ich — nicht!" Da drückten sie ihn noch stärker herab auf das Rohr. Die Hitze versengte seine Hose, winzige Rauchwölkchen stiegen auf, die Hitze biß in seine Geschlechtsteile. Später warfen ihn die Schergen in eine Ecke des Hofes. Das Rohr war zu sehr erhitzt worden, der Schlosser fiel unter fürchterlichen Krümmungen zu früh in Ohnmacht.

Dr. Keaton hatte nicht zugeschaut. Aber ein Bürodiener meldete den Vorfall, und die Schergen erhielten ihre Belohnung. Dr. Keaton wandte sich wiederum an den Regierungsvertreter, der zufällig in der Fabrik anwesend war und der dem Pastor zu melden wußte, daß die Regierung ihn, den Dr. Keaton, ausersehen habe, eine Redetournee durch die Staaten zu unternehmen. Dr. Keaton konnte seine Freude kaum bändigen. Um schnell fortzukommen, gab er vor, im Krankenhaus noch einige verwundete Matrosen aufsuchen zu wollen. Aber er fuhr nicht ins Krankenhaus. Er runzelte die Stirn. Mit dem Schlosser waren es zwölf Opfer, die Dr. Keatons Schienenkomitee gefordert hatte.

In rasender Jagd begab er sich nach Hause. Unterwegs, am Parkrand, gewahrte er mit halb freudigem Erschrecken jene Frau, die vormittags aus seiner Wohnung geflüchtet war, und er brachte es nicht über sich, an ihr vorbeizufahren.

Sanft rief er sie an. . . .

Wohl eine halbe Stunde sprach er mit ihr, sprach von der Zwangsaushebung, die ihrem Manne vielleicht bevorstand. Immer leiser redete er, als vermöchte er sie dadurch heranzuziehen. Dann stieg sie ein.

Und während der Motor mit einem geradezu tierischen Frohlocken ansprang, duldete die junge Frau, daß Dr. Keaton seinen Arm immer fester um ihre Schulter legte.